

Zeitschrift: Frau ohne Herz : feministische Lesbenzeitschrift
Herausgeber: Frau ohne Herz
Band: - (1995)
Heft: 35

Artikel: Oktober 1975
Autor: Grieder, Käthi / Bidart, Karin / Simonett, Katrin
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-630758>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

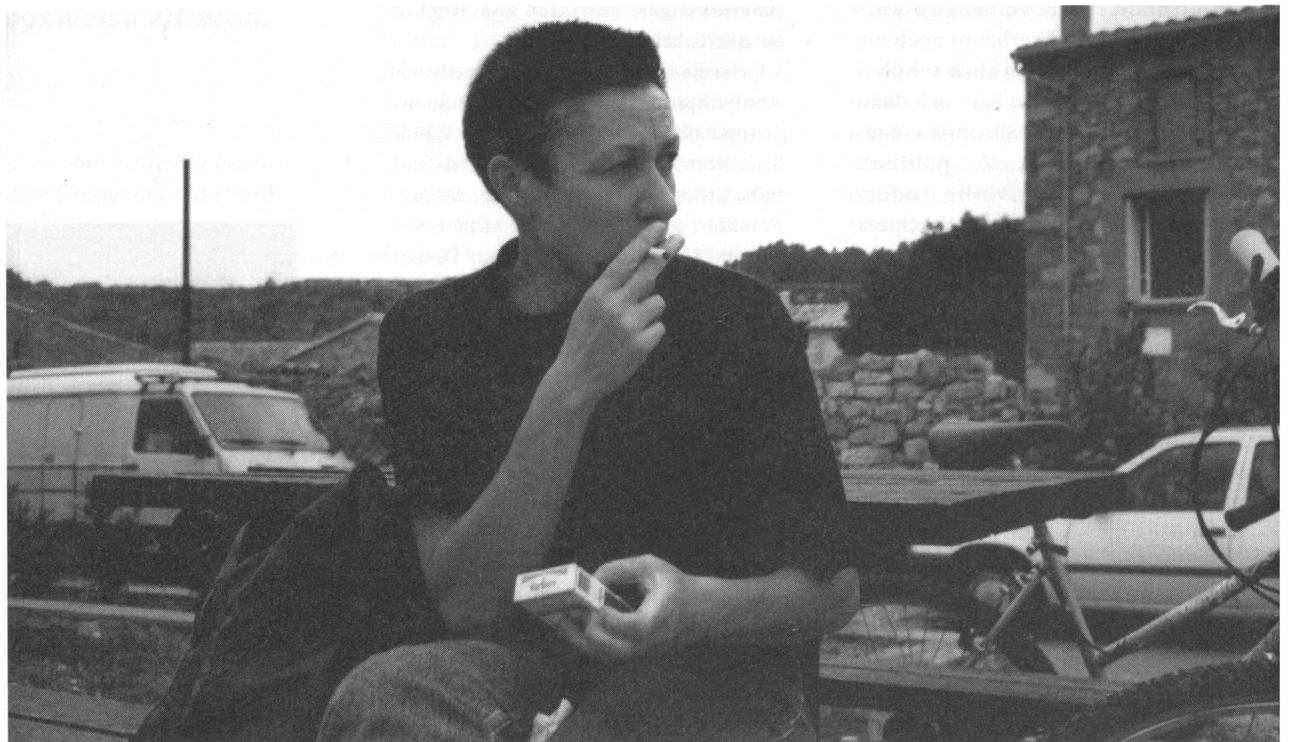
Download PDF: 05.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Oktober 1975

Wieder einmal verliebte ich mich in eine Frau. Ich fand sie schön, attraktiv, erotisch, lustig und gescheit. Nur kam ich nicht auf die Idee, dass dieses Gefühl «verliebt sein» heisst. Denn lesbische Liebe existierte für mich kaum, und wenn, dann nur in Hollywood und den Illustrierten. – Filmriss –.

Susi Saxer



Mich der Herbstmelancholie hingebend, 26, noch nicht lesbisch, suchend, sehr politisch, energiegeladen, deprimiert, orientierungslos, hoffnungsvoll, neugierig, unzufrieden: nichts also, um mich gerne an Anfang Oktober 1975 zu erinnern.

Käthi Grieder

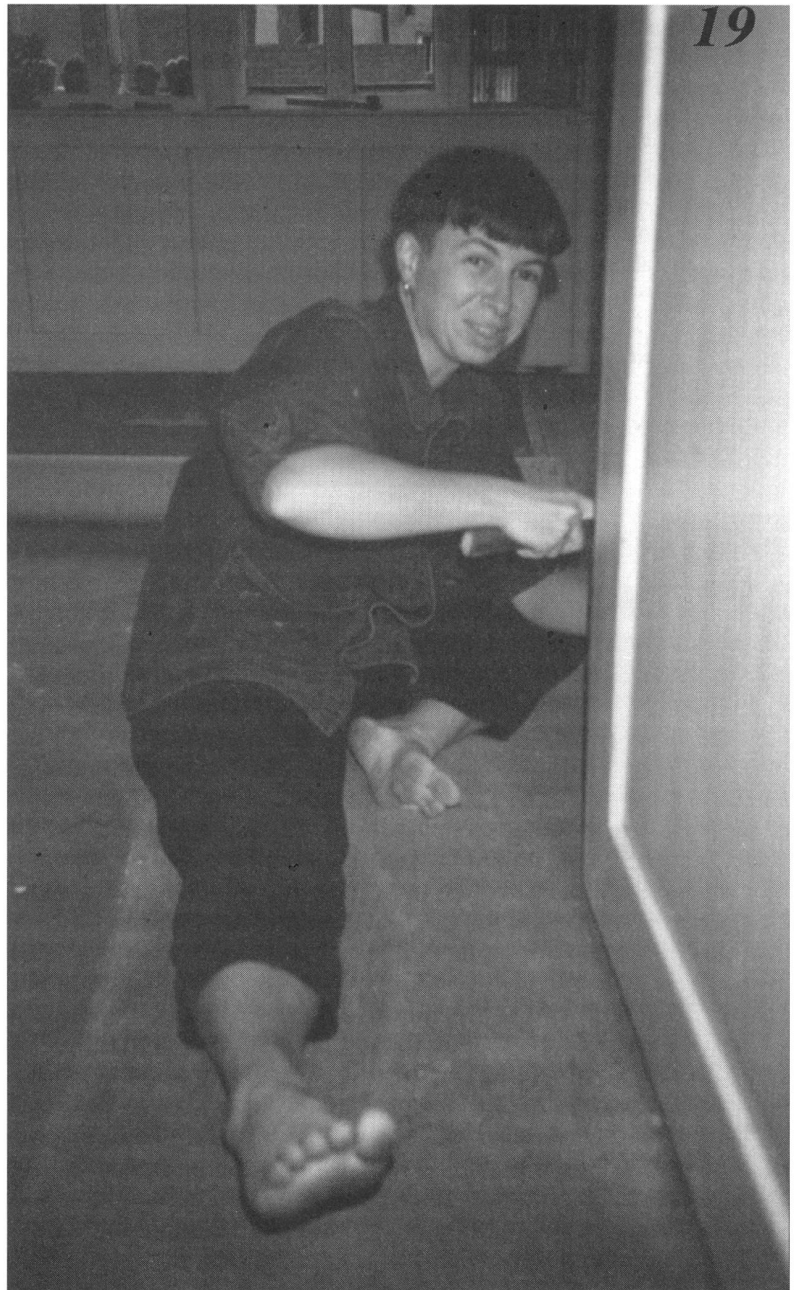
Ja, es war schon so, dass ich den Willi «hatte», obwohl er mich nicht «hatte», auch keine Aussicht darauf bestand; denn er «hatte» Susi und Susi «hatte» mehr oder weniger ihn. Trotz alledem war mir aber Susi die wichtigste, denn das wichtigste ist doch die beste Freundin, auch wenn eine einen Jungen «hat», oder? Fand ich jedenfalls, und als Susi dies nicht mehr fand und im Klassenlager zusammen mit Therese die meiste Zeit mit Willi und anderen Jungen verbrachte, da verstand ich dies nicht. Doch fortan war es zwischen Susi und mir nie mehr wie bis anhin.

Ob ich nicht vielleicht eher Susi «hatte» als Willi? «Gaht's no?» hätte ich darauf geantwortet. «Das geht doch gar nicht, dass zwei Mädchen einander "haben"!» Denn bei uns war es ja schon ein bisschen so wie bei den Erwachsenen, und zwei Frauen konnten sich schliesslich auch nicht lieben. Zu jener Zeit wohnte bei uns im Parterre zwar Frau N. mit einer anderen Frau zusammen, von denen meine Mutter meinte, dass die zwei ... sie wisse nicht so recht, was die so ... na ja ... Aber dies hat mich nicht gross interessiert, kaum meine Neugierde geweckt. Ich fand Frau N. (deren herziges Büsi wir manchmal hüten durften) noch ganz nett, auch wenn mich ihre gekrümmten Schultern und ein oft leicht unsicherer Blick von unten herauf ein wenig irritierten, ebenso ihre sehr verschlossene Freundin, die immer gleich Zuflucht in die Wohnung zu nehmen schien. Dass dieses Verhalten vielleicht etwas mit einer speziellen Lebensweise dieser zwei Frauen zu tun hatte, das ist mir zumindest bewusst nicht in den Sinn gekommen (und eventuell bestand hier wirklich kein Zusammenhang). Lesben existierten eigentlich nicht in meiner Vorstellung, auch nicht als «komische Frauen». Lustig gemacht haben Susi und ich uns nur über den schwulen Nachbarn H.

In diesem Herbst 75 fingen Susi und meine Wege an, sich zu trennen. Ihre beste Freundin wurde bald darauf Vrene – weil sie soviel miteinander verbinde, erklärte mir Susi, nämlich, dass sie beide in denselben Jungen verliebt seien. Etwas, was ich immer noch nicht verstehen wollte. Meine tiefe Traurigkeit über den Verlust meiner besten Freundin empfand ich aber auch da nicht als Liebeskummer, da ich ja, wie gesagt, nicht in sie verliebt sein konnte. In unserer Wut auf unsere Väter und deren patriarchales Verhalten trafen wir uns Jahre später noch einmal kurz. Susi war in diesem Zusammenhang auf Alice Schwarzers Buch «Der kleine Unterschied...» gestossen, das patriarchale Strategien und Strukturen aufzeigt und das sie mir zu lesen empfahl. Ausgerechnet Susi. Denn neben der Begeisterung für die feministische Analyse waren es v. a. Schilderungen lesbischer Begegnungen, die mich aufgewühlt und auch verwirrt haben. Und hier trennten sich unsere Wege dann endgültig. War die Lektüre dieses Buches für Susi nur ein kurz andauerndes Aufbegehren, so war sie für mich die Entdeckung des Feminismus und neuer Gefühle. Es war also auch noch etwas anderes möglich.

Karin Bidart

PS: «eineN haben»: Zürichdeutsch = in eineN verliebt sein.





Im Oktober 1975 hatte ich soeben die Matur hinter mich gebracht. Der Terror der naturwissenschaftlichen Fächer hatte ein Ende, meine Notenberechnungen waren aufgegangen und mein emotionales Fell hatte ziemlich Haare gelassen. Während den letzten Klängen der Maturfeier war ich mit meinem Freund und meinem Bruder zusammen bereits auf der Reise nach Griechenland. Wir hüpfen von einer ägäischen Insel zur nächsten, bis wir zuletzt auf Kreta landeten. Wir wanderten durch die Amariaschlucht an die Südküste, wo es im Oktober noch so heiss war, dass ich mir innert Kürze einen Sonnenbrand holte. Als wir zurück nach Bern kamen, waren dort schon die Marronihäuschen aufgestellt – ein untrügliches Zeichen für den Winter. In diesen drei Ferienwochen nahm ich dermassen an Gewicht zu, dass der Mutter meiner Schulfreundin das Entsetzen darüber ins Gesicht geschrieben stand, als ich an ihrer Wohnungstür klingelte und mich gutgelaunt zurückmeldete.

Das Radio unterbricht meine Gedanken mit der Schlagzeile des Tages: Kroatische Offensive gegen Serben. Sie bleibt länger hängen als mir angenehm ist und erinnert mich daran, dass es neben der persönlichen auch eine

Weltgeschichte gibt. Sie zwingt mich, mit diesem veränderten Blick auf die Zeit zurückzuschauen, in der die erste Lesbenfront herauskam. Ich versuche, mich an das Weltgeschehen von damals zu erinnern. Erfolglos. Nichts kommt mir in den Sinn, was ich wirklich noch weiss. Diese Ignoranz ist mir nicht zum ersten Mal peinlich.

Ich will wissen, was mich damals alles nicht interessierte und blättere in der Jahreschronik 75 nach. Bei den einen Schlagzeilen klingt etwas an: Friedensnobelpreis für Sacharow, Ali triumphiert noch einmal über Frazier, Tankerkönig Onassis stirbt, Juan Carlos wird nach Francos Tod König von Spanien, Terroranschläge der Südmolukker. Bei andern bleibt das Gefühl von «ach ja, das hab ich damals mitbekommen» aus: Ozonschicht in Gefahr, Prozess gegen Baader-Meinhof-Gruppe beginnt, Uno proklamiert das Jahr der Frau, Ende des Vietnamkrieges. Und wieso blieben mir die einen besser haften?

Die Antwort ist ernüchternd: Der Sacharow wegen des Saccharin und der Sachertorte; der Ali, weil der mal Cassius Clay geheissen hat und zum Muhammed Ali wurde; der Onassis wegen der Jacky und dem Kennedy; der Juan Carlos, weil Demokratie nicht zu einem König passt und

die Südmolukker, weil man sie nicht mit ck schreibt. Auch Hollywoods Filmproduktionen vermögen Erinnerungen zu wecken. *Einer flog über das Kuckucksnest* «war gut» und ich musste auf dem Nachhauseweg weinen. Mein Freund fragte mich verständnislos: «Was hast du denn?» *Taxi Driver* war schlecht, weil er so brutal war, und *Der weisse Hai* ging ich nicht schauen, weil der so kommerziell war.

Ich springe in der Jahreschronik zum Oktober 75. Die Titelgeschichte des US-amerikanischen Nachrichtenmagazins «Time» befasst sich mit «Minderheiten in europäischen Staaten, die in immer stärkerem Masse und teilweise mit gewaltsamen Mitteln Autonomierechte fordern». Das Titelbild zeigt eine Faust mit fünf rundherum angeordneten Flaggen. Ich kenne keine ausser der Sardischen. 1975 hätte ich gar keine gekannt. Die ganzseitige Abbildung des «Time-Magazins» erinnert mich daran, weshalb ich in der Chronik zu blättern begonnen habe: die Schlagzeile des heutigen Tages.

Im Mai 75 war ich gleich nach meinem zwanzigsten Geburtstag von zu Hause abgeschlichen und im Oktober wusste ich nur eines: studieren wollte ich nicht.

Katrin Simonett

«Schreib' doch einfach; du wirst sehen, dir wird schon irgend etwas dazu einfallen.» Obwohl als gutgemeinte Aufmunterung gedacht, der Ratschlag meiner Redaktionskollegin macht es mir nicht gerade leichter. Nein, ich leide nicht unter Schreibstau, und ich erzähle grundsätzlich gerne Geschichten über meine eigene Person. Aber für einen Artikel in einer «feministischen Lesbenzeitschrift» etwas aus der Zeit herauszugreifen, in der ich gerade knappe sechs Jahre jung war, zeigt sich als recht schwierig.

Wenn mich nämlich nicht alle Erinnerungsfetzen täuschen, war ich weder in meine damals 60jährige Kindergärtnerin (sie wog, ohne zu übertreiben, sicher ca. 100 kg!) verliebt, noch rannte ich verklärt meinen Gespielinnen nach. Ich spielte zwar mit den Knaben Fussball, und das nicht eben schlecht, aber ich nahm ebenso eifrig im rosa «Tutu» an Ballettstunden teil. Auch neben den soeben widerlegten, gängigsten Klischees, deutete nichts auf meine heutige Liebespräferenz hin und auch mit viel Phantasie läßt sich nichts hinein interpretieren. Muss auch nicht – es bleibt ein Faktum: Während andere Frauen schon aktiv oder passiv kämpften und an diversen (Lesben-)Fronten tätig waren – mein Stern war damals noch im absoluten Tiefschlaf!

Ariane Lendenmann



Anfang Oktober 1975 befand ich mich als freiwillige Arbeiterin in Israel, in einem Grenzkibbuz zum Libanon. Ich war meiner damals engsten Freundin nachgereist, die sich bereits seit längerem dort aufhielt. Für mich war das nicht der erste Kibbuz-, und schon gar nicht der erste Israelaufenthalt, und somit hatte ich in dieser Hinsicht nichts zu überlegen. Allein zu reisen war ich ebenfalls gewohnt. Diese Reisen nach Israel waren meist sehr umständlich: Sicherheitskontrollen, die waren damals noch nicht für Flüge nach allen Destinationen üblich, Verspätungen wegen Bombenalarms und – persönlich bedingt – Ungewissheit über das Mitgenommenwerden als Stand-by¹. Dann ein Taxifahrer, der sich weigerte, abends in den Norden zu fahren, so dass ich mir in der nächsten grösseren Stadt ein Zimmer suchen musste, in einer Umgebung, die mir unheimlich war – Geld hatte ich nur wenig. So verbarrikadierte ich die Türe mit Stühlen, um Ruhe zu haben. Am andern Morgen nahm mich eine Speisesaalkennntschaf bis zum See Genezareth mit. Er mache das immer so, beim Morgenessen suche er, ein Geschäftsmann, Begleitung für die langen Fahrten. Es war ein Kibbuz mit militärischem Grenzschutz, das hiess ständige Präsenz von Soldaten. Diese prägten das Klima wesentlich. Obwohl ich damals absolut pro-israelisch eingestellt war, fiel mir der ungehemmte Sexismus und die tiefe Verachtung für die arabischen, nomadisierenden NachbarInnen unangenehm auf.

Ich befand mich in einer sprachlosen Phase. Zeichnete in jeder freien Minute.

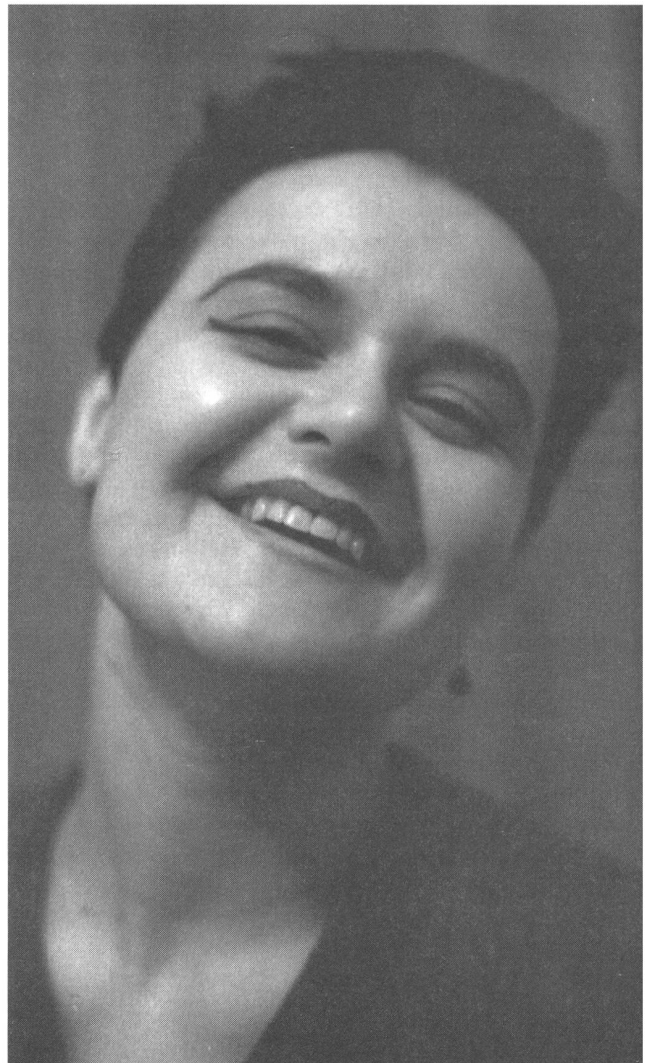
Seit einem Jahr hatte ich Kontakte nach Zürich zu jungen Frauen und Männern, die im SympathisantInnenkreis der revolutionären marxistischen Liga (RML) anzutreffen waren und in einer Töcherschule-Basisgruppe, auf die ich ein Jahr früher über eine Ferienbekanntschaf gekommen war. Durch sie politisierte ich mich, war mit einigen von ihnen im Sommer 75 wegen der Revolution nach Portugal gereist. – Es kostete sie die grösste Mühe, mich von meiner unreflektierten Israel-Haltung wegzubringen.

Meine Erfahrungen in den Kibbuzim, vor allem die Erlebnisse in diesem militarisierten Grenzkibbuz, der Machismo und das Verhalten meiner Freundin – einmal sperrte sie mich nachts wegen eines Mannes aus dem gemeinsamen Barackenzimmer aus – wühlten mich extrem auf.

Es dauerte noch fast ein Jahr, bis ich auf die FBB und die HFG aufmerksam wurde und durch eine intensive Re-Vision meiner Erlebnisse und meiner damals 23jährigen Lebenserfahrung langsam, langsam aus einer mehrjährigen Krise herausfand.

Regula Schnurrenberger

¹ Als Tochter eines Swissairangestellten hatte ich über ihn Zugang zu stark verbilligten Tickets. Die Kehrseite davon: Hatte es genügend voll zahlende Passagiere, so wurden diese vorgezogen, und die Stand-bys mussten es beim nächsten Flug wieder versuchen usf.





Es muss mitten in der Nacht sein. Ich wache schon zum x-ten Mal auf. Immer ist es dasselbe. Vor meinem Geburtstag, vor Weihnachten. Vor meinen ersten Ferien war es auch so. Das ist erst zwei Wochen her und jetzt, wenn diese Nacht endlich zu Ende ist, kann ich wieder in den Kindergarten. Diesmal ist es nicht ganz so neu, wie nach den Sommerferien. Ich kenne die Kindergärtnerin mit ihrem französischen Namen, ich weiss auch, dass wir zuerst im Kreis sitzen werden, um ein Lied zu singen. Vielleicht hat bald wieder jemand Geburtstag, dann gibt es ein Extralied und ein Marzipanfigürchen für das Geburtstagskind. Ich freue mich jetzt schon auf meinen Geburtstag, obwohl das noch lange geht. Für heute lege ich fest, dass ich zuerst etwas Lego spielen werde. Aber in der Legokiste dürfen wir nicht zu fest graben, das stört die Kindergärtnerin, weil sie ein Hörgerät trägt und es für sie so ein Krach sei. Dann werde ich Breili in der Kinderküche kochen. Das macht am meisten Spass. Der Brei ist ein Pulver in einer Tüte, den müssen wir mit Wasser aufkochen, und vor dem Essen streuen wir noch Zucker darüber. Susi und ich essen ihn immer ganz süss, so schmeckt er am besten. Leider können wir das nicht den ganzen Tag machen, weil es nicht so viele Breili hat.

Ich freue mich auf meine Freundinnen. Hoffentlich hat Ester nicht schon wieder ein Bein gebrochen. Sie war schon ein Jahr im Kindergarten, aber weil sie wegen den vielen Unfällen zu oft fehlte, hat sie mit mir noch einmal angefangen. Susi ist meine beste Freundin, obwohl sie auch ein Jahr älter ist als ich. Caroline ist jünger, dafür kann sie schon zusammenhängt schreiben; lesen kann es aber niemand. Wenn wir ihr ein Plastiktier (z. B. eine Spinne) vor die Nase halten, dann kreischt sie wie eine Sirene. Das ist lustig.

Wenn es nur bald Morgen wird.

Natalie Raeber

Ich plange darauf, das Büsi endlich abholen zu dürfen. Mami sagt, es müsse mindestens 10 Wochen an der Büsimutter saugen, bevor wir es mitnehmen können. Die Küche im Bauernhaus ist geragelt voll Katzen. Hinter einem Häufchen Neugeborener sitzt abwesend ein kleines Tigerli. Das sei es nun. Das Übriggebliebene aus diesem Dreierwurf. Das Rotweisse schon verschenkt, das Schwarze verschwunden, im Heu erstickt, vom Hund gefressen oder so. Dieses hier hat den Chatzenpfnüsel. Im Moment haben das ganz viele. Aber bei so Kleinen sei das nicht so gefährlich, sagt die Bäuerin. Sie wasche die vereiterten Augen regelmässig mit warmer Milch oder Kamillentee aus. Ich schaue mich in der Küche um, sehe irgend einen grossen Tiger und frage, ob wir denn nicht den nehmen können. Ich möchte kein krankes Büsi. Weil es sterben könnte. Auch schaut es drein wie von einem andern Planet. Ich traue mich kaum, es anzurühren, es könnte kaputtgehen.

Pitschi ist gestorben. Allerdings nicht so bald. Das foh-Jubiläum hat sie um ein Jahr verpasst. Ich bin mir zwar nicht ganz sicher, wie stark sie das interessiert hätte. Mittlerweile habe ich mich daran gewöhnt, ohne meine ständige Begleiterin zu sein. Nur manchmal...

Christina Meili

